



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

konnte oder mochte ruhig im Bett liegen; lauschend, spähend und sich vorwärts tastend arbeiteten sich die dunkeln Gestalten um die wankenden Häusermauern. In der düstern, stürmischen Nacht wachten die Eigentümer über die baufälligen Häuser, die ihr einziger Reichtum waren.

Am nächsten Morgen wurde die Zerstörung offenbar: eingestürzte Schornsteine, aufgerissene Dächer, zerschmetterte Fenster, zusammengebrochne Mauern, umgeworfne Torshäufen, das waren die traurigen Spuren des Sturms. Auch bei Sören Brander hatte er beträchtlichen Schaden angerichtet.

Und der Winter stand vor der Thür.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aufgetrutelter Brathahn. Großvaters Koch wußte, daß der alte Herr kein Freund von aufgebratnem Stückfleisch oder Geflügel war. Aufgebratnes, außer Kartoffellößen, ist auch ein elender Fraß. Baumann, so hieß der Künstler, war deshalb, wenn früh der Speisezettel für den Mittagstisch beraten wurde, die Meldung, daß es „Pöhnix“ als Braten geben würde, immer etwas peinlich. Wenn vom Enkel auf den Großvater geschlossen werden darf, war zwar in einem solchen Falle kein wilder Ausbruch von Entrüstung zu befürchten, aber ein ermüdeter schlaffer Zug um die Mundwinkel, dem Köche, wenn sie ein Gericht vorschlagen, ungern begegnen. Eines Tags, wo es schon überhaupt nicht gut gegangen war, fragte Großvater nach dem Braten, um sich daran für die andern Gerichte, die ihm nicht behagten, schadlos zu halten. — Aufgetrutelter Brathahn, Freilich Gnaden, sagte Baumann scheinbar unbefangen, als wenn er nicht wüßte, daß das die Sache kaum besser machen würde. Der Pöhnix freilich machte die Sache nicht besser, aber daß Baumann mit der Zunge daneben gefahren war, hätte dem alten Herrn, der für die Art Spaß Sinn hatte, gedünstete Leber und Macaroni annehmbar gemacht. Seitdem erschien bei ihm und später bei seiner Tochter der da capo Indian jedesmal als „aufgetrutelter Brathahn“ auf dem Tische.

Großvater hatte Recht: wenn es einmal ein Truthahnsgespenst gab — und warum hätte es das bei Leuten, die keine „Barone“ waren, nicht geben sollen? —, so war es besser, das Gespenst kalt als hors d'oeuvre zu essen, und Baumann konnte sich da seine pikanten Bratentunken, die er dem Aufgetrutelten mit auf den Weg gab, ersparen.

La délimitation de la frontière franco-allemande*) ist auch aufgetruteltes, über hellem Feuer rasch wieder angebratnes Konservengefliigel: vor vierzehn Jahren gemachte Aufzeichnungen über vor dreißig Jahren Geschehenes. Wenn der Verfasser, Oberst Laussedat, den Inhalt seiner Konservenbüchse kalt auf den Tisch gebracht hätte, wären die gepfefferten Tunken nicht nötig gewesen, mit denen er sein Aufgetruteltes serviert: ein Vorwort (avant-propos), eine Einleitung (introduction) und — mehr kann man unmöglich verlangen — auch noch eine feierliche Verabschiedung vom Leser (adieu au lecteur). Wir sind zufälligerweise ziemlich genau mit dem bekannt, was sich deutscherseits bei der in Frage kommenden achtzehnhunderteinundsiebzigern

*) La Délimitation de La Frontière Franco-Allemande par le Colonel Laussedat. Paris, Ch. Delagrave.

Grenzregulierung in Brüssel, Berlin und Frankfurt a. M. hinter den Kulissen abgespielt hat, und teilen im wesentlichen den Standpunkt des Verfassers, indem wir — man darf in solchen Dingen nicht zu deutlich sein — die deutschen Kommissare um den ihnen gewordenen Auftrag nicht beneiden. Aber daß uns demungeachtet der Abschied vom Obersten, mit dem wir meistens in re übereinstimmen, so außerordentlich leicht geworden ist, und daß wir sein adieu au lecteur und das poetische Zitat: *j'ai vu sur tes flancs nus etc.* ohne Rührung gelesen, auch die auf dem Buchtitel angebrachte Wiedergabe der berühmten Rotyschen Medaille: *Patria non immemor* ohne erneutes Mitgefühl betrachtet haben, liegt nicht an dem Brathahn, der wirklich ein Stück Geschichte und für skrupulöse Deutsche nicht gerade ein das Selbstgefühl erhöhendes ist, sondern an den Tunken, dem Vorwort, der Einleitung und dem Adieu.

Der Oberst sagt auf Seite 94, wir Deutschen hätten eine ganz andre Art zu denken und zu fühlen als die Franzosen, und meint damit selbstverständlich, daß wir uns mit der unsern vor der seiner Landsleute verstecken müßten. Dabei ist mir klar geworden, wie recht er in einer Beziehung mit dem hat, was er sagt, wenn auch nicht gerade mit dem, was er meint, denn ein deutscher Offizier würde das Buch des Obersten auch nach seiner Verabschiedung kaum veröffentlicht haben, er würde Bedenken gehabt haben, die dem Obersten nicht beigegeben sind: er und seine Landsleute denken und fühlen, wie er sich ausdrückt, anders als wir Deutschen.

Er hat sich, das wissen wir, vor dreißig Jahren in der That bei der damaligen Grenzregulierung als ein Mann von Einsicht und Charakter gezeigt, und hat dadurch große Verdienste um sein Land erworben: wie nett wäre es nun, wenn das die spätern Generationen nur aus dem Munde dritter erfahren und nicht aus dem von ihm selbst geschriebnen Buche, das mit der großen Mehrzahl der Staatsmänner, denen er als Grenzregulierungskommissar beigeordnet war, sehr hart ins Gericht geht und deshalb wohl mehr vor das Forum des französischen Gefühls als das des deutschen gehört.

Abgesehen hiervon wimmelt das Buch von abfälligen Urteilen allgemeiner Natur über Deutschland, den Fürsten Bismarck und die deutschen Kommissare, die er durch Verwendung liegender Schrift jedesmal ausdrücklich als ihm oktroyierte, von ihm als solche nicht anerkannte Kollegen bezeichnet. Er bedient sich, wo er vom General Stranz und einer Dame, der Schwester des Feldmarschalls von Mantauffel, spricht, und auch später Seite 91 gewisser Ausdrücke, von denen wir eigentlich glaubten, daß man, wenn man einer gewissen Gesellschaft angehörte, davor von der Seite eines derselben Gesellschaft angehörenden schon um der Form willen sicher wäre. Wir haben bei einer andern Gelegenheit gesagt, wie dankbar wir dafür sind, daß uns französische Verleger solche mit besonderm animus gegen Deutschland geschriebne Bücher zuschicken, und wir möchten, recht viele Deutsche wollten sich die Zeit nehmen, solche Bücher durchzublätern. Der dadurch gewonnene Einblick in die gegenwärtige Stimmung gebildeter französischer Kreise würde wesentlich dazu beitragen, dem denkenden Teile des deutschen Volks klarzumachen, auf welchem Vulkan wir stehn, und in wie kindischer Weise ein Teil von uns darauf herumtändelt.

Was der Oberst gegen die Deutschen im allgemeinen sagt und durch die Wahl überaus gepfeffertter Bezeichnungen und Epitheta zu verstehn giebt, kann füglich unerörtert und unerwidert bleiben, denn ebensowenig wie es da, wo es sich um internationale Beziehungen handelt, dem Einzelnen verwehrt sein kann, von einer ganzen Nation die möglichst ungünstige Meinung zu haben und das auszusprechen, ebensowenig ist von dem betreffenden Volke zu erwarten, daß es sich veranlaßt finden sollte, von einer solchen Meinungsäußerung auch nur die entfernteste Notiz zu nehmen.

Nur auf eine von dem Obersten auf Seite 16 in der Einleitung gemachte Bemerkung möchte ich eingehn, weil ich darauf, was mich anlangt, ganz kategorisch antworten kann. Er sagt: „Was übrigens heute wie damals jedermann weiß, ist, daß diese Grenze nicht ewig bestehn kann. Denn wenn sie doch bestehn bliebe, so könnte man Frankreich ebenfogut gleich aus der Zahl der Großmächte streichen und es zur Anerkennung des deutschen Prinzipats veranlassen. Glücklicherweise sind wir noch nicht so weit, und trotz der Prüfungen, durch die wir hindurchgegangen sind, und die uns noch bevorstehn, braucht man kein Prophet zu sein, daß man den Augenblick kommen sieht, wo der Stern Preußens erbleichen wird, und wo seine Hegemonie den deutschen Völkern, denen sie sich unter nicht wiederzuerwartenden Umständen aufgedrängt hat, unerträglich werden wird. Sie ist es schon.“

Nein, ewig wird diese Grenze allerdings nicht bestehn, das wissen wir Deutschen auch, und da ich kein Prophet bin, so getraue ich mir darüber, wie lange sie gelten wird, keine Vermutung auszusprechen. Auch der preußische Stern wird, wie so viele andre leuchtende Gestirne, einmal verbleichen, das ist richtig, aber unerträglich oder lästig, Herr Oberst, ist mir und meinen Landsleuten die Hegemonie des preußischen Staats durchaus nicht. Es handelt sich bei dem, was ich Ihnen mitteile, nur um das kleine Königreich Sachsen; Bayern, Württemberg und Baden, von denen die Friedenspräliminarien am 26. Februar 1871 mit unterzeichnet worden sind, Mecklenburg, Oldenburg, Hessen, die thüringischen Staaten, die freien Städte mögen Ihnen selbst sagen, wie sie von Ihrer oben wiedergegebenen Behauptung denken, und Sie werden, fürchte ich, als Feind Deutschlands von dem Ergebnisse Ihrer Anfrage wenig erbaut sein. Auf uns Sachsen, das getraue ich mir Ihnen hiermit schriftlich zu geben, kann der Kaiser von Deutschland genau so sicher rechnen, wie auf seine Brandenburger und Pommern. Je größer die Opfer an Selbständigkeit sind, die das Land und sein Fürst für die Einigkeit und das Deutsche Reich haben bringen müssen, um so fester sind uns Deutschland und sein Kaiser ans Herz gewachsen.

Sie sollten sich darüber freuen, Herr Oberst, denn Ihren Landsleuten verdanken wir nach jahrhundertelanger Geringschätzung und Mißhandlung unser höchstes Gut, unsre Einheit, und wenn, was nicht in Frage ist, und was ich nur, um mich recht deutlich zu machen, jeder Möglichkeit zuwider als eine Eventualität behandle, je zwischen Preußen und den übrigen deutschen Staaten Mißhelligkeiten auszubrechen drohten, so würde ein einziger Blick nach Westen genügen, uns an die Gefahren der Zwietracht zu erinnern. Denn die böse Fee hat unserm sonst so gesegneten und glücklichen Volke den sich von Generation zu Generation forterbenden Fluch in die Wiege gelegt, daß es kein Haus unter Dach und Fach bringen kann, ohne vor dem Feuerschein gallischer Brandsackeln zu zittern, und daß bei jeder Knaben-taufe bange und sorgenvoll das Gebet zum Himmel steigt: Herr, bewahre ihn gnädiglich vor den tödlichen Streichen unsrer Nachbarn.

Litteratur

Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdbunde von Professor Dr. Friedrich Nagel. Erster Band. Mit 264 Abbildungen und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupf. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1901

Es wäre Anmaßung, wenn wir dieses Werk empfehlen wollten, die Empfehlung besorgt der berühmte Name des Verfassers. Nur unsre Freude darüber wollen wir in ein paar Zeilen aussprechen. Wenn vor fünfzig Jahren schon der gute